

«Flieht! Basel wird eingenommen»

Am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg – die Baslerin Marie-Louise Stoll war damals 15 Jahre alt

Von Nadine A. Brügger

Basel. Das grosse Haus auf dem Bruderholz scheint beinahe in einem Meer aus bunten Blumen und Büschen zu versinken. Hier lebt seit vielen Jahrzehnten Marie-Louise Stoll. Sie sei schon besser auf den Beinen gewesen, sagt die 91-Jährige ungeduldig und lässt sich auf ein elegantes Sofa sinken. Müde sind nur die Glieder, die Augen blitzen, die Erinnerung ist wach. Sie streckt ihre Beine.

Als Marie-Louise Stoll zu erzählen beginnt, wird auf einen Schlag klar, was es bedeutet, seit 91 Jahren auf dieser Welt zu sein. Das modern anmutende Haus ist tatsächlich uralt. Vor vielen Jahren, als die Beine noch nicht schmerzten, diskutierte und lachte Stoll mit ihrer Familie in derselben Stube. Damals war sie ein junges Mädchen. Wir sitzen in ihrem Elternhaus. Stolls Worte verwandeln die helle Stube in eine Zeitmaschine. Weit zurück in die Vergangenheit katapultiert uns diese, in ein anderes Basel, in unruhige Zeiten.

Der Krieg beginnt

Schrill klingt das Telefon durch das Haus auf dem Bruderholz. «Nimm die Kinder und flieh – Basel wird eingenommen», rauscht die Stimme von Hermann Baur durch die Leitung. Am anderen Ende krampf sich die Hand seiner Frau um den Hörer.

Am 1. September 1939 war Deutschland ohne Kriegserklärung in Polen eingefallen. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Noch am gleichen Abend beschloss der Bundesrat die Mobilmachung der Schweizer Armee. Früh am nächsten Morgen nahm Soldat Baur Abschied von der Familie. Frau und Kinder standen winkend vor dem Haus, während der Vater in schwerer Uniform die Strasse hochging und langsam aus ihrem Blickfeld verschwand. Zusammen mit 430 000 weiteren Soldaten war er in den Aktivdienst eingetreten.

Neun Monate nach Kriegsbeginn steht Baur in Uniform auf der Christschona, den Blick auf die Grenze gerichtet. Es ist Mai, die Wehrmacht bereitet den Frankreichfeldzug vor. Doch was Baur beobachtet, sieht nicht aus, als wäre Frankreich Hitlers einziges Ziel: Geschütze werden aufgestellt, Panzer und Soldaten positioniert – Deutschland rüstet auf. Die Ausrichtung der Geschosse? Basel. Baur beobachtete das Treiben hinter der Grenze mit Angst. Er hatte bereits den letzten Weltkrieg erlebt. Doch da war er noch ein junger Mann. Jetzt warten sieben Kinder zu Hause auf ihn.

76 Jahre ist es her, seit bei der Familie Baur das Telefon klingelte. Damals war Marie-Louise Stoll, geborene Baur, 16 Jahre alt – und verfügte bereits über einen veritablen Kampfeinst: «Ich wollte in Basel bleiben und mich nicht von den Deutschen verjagen lassen», erinnert sie sich. Schliesslich floh die Familie dann doch aus der Stadt. «Kaputte Autos und Leiterwagen – alles wurde vollgepackt», erinnert sich Stoll, «dann zogen wir los, Richtung Adelboden.» Das Bauernhaus in Adelboden kannten die Kinder bereits aus sonnigen Ferientagen.

Der deutsche Feind in Sichtweite

Die Bauernfamilie rückte zusammen und machte Platz für die Baur's. So viel Verständnis brachten bei Weitem nicht alle Schweizer für die fliehenden Basler auf: «Als wir flohen, hiess es vielerorts: Schau, die feigen Basler kommen.» Dass mit dem Beginn des Frankreichfeldzuges auch die Schweiz kurz davor stand, angegriffen zu werden «und wir Basler mitten im Krieg gestanden hätten, wenn es losgegangen wäre, das haben viele schlicht nicht erkannt». Sie lächelt verschmitzt. Tiefe Falten graben sich um ihre Augen. «Doch, 1940 wurde es schon ein bisschen brenzlig.»

Zehn Tage verharnte Mutter Baur mit ihren Kindern in Adelboden, während der Vater in Basel an der Grenze stand. Danach kehrte die Familie zurück. Ob sie sich nun sicher gefühlt habe? Stoll schüttelt den Kopf, das weisse Haar fällt ihr in die Stirn. Sie streicht es zurück an seinen Platz. «Oh nein, gar nicht!», sagt die alte Dame



Schwer bewachte Grenze. Grenzacherstrasse in Basel, im Bereich der badischen Bahnliesen. Was «drüben» geschah, wollten viele nicht wissen. Foto Staatsarchiv BS (Aus dem Buch «Fast täglich kamen Flüchtlinge», Christoph Merian-Verlag, AL 31, 101-1)

vehement. «Wenn wir Kinder mit dem Fernrohr zur Grenze schauten, sahen wir dort die bewaffneten deutschen Soldaten stehen.»

In Basel war klar: Die deutschen Soldaten, das ist der Feind. «Viele in Basel waren anti-deutsch und standen klar auf der Seite der Franzosen», sagt Stoll. Warum, sei schwer zu erklären. Klar, da waren die Fabrikarbeiter aus dem Elsass. Aber auf jeden Elssässer kam auch ein Süddeutscher, den man erst noch besser verstand. «Es ist schwer zu sagen, warum, aber während die Schweiz mit Deutschland sympathisierte, wogte in Basel die Stimmung in Richtung Frankreich.» Es könne mit den Hugenotten zusammenhängen, überlegt Stoll: «Während die Arbeiter aus Süddeutschland oft nicht in der Schweiz wohnten, bauten jene aus Frankreich sich hier ein Leben auf.» Das war vielleicht ein Grund für die Basler Eigenart. «Auch der erste Zug kam aus Frankreich.» Sie wiegt den Kopf hin und her. «Vielleicht hat es aber auch mit den alten jüdischen Familien zu tun, die sich in Basel etablierten konnten. Die Dreyfus zum Beispiel.»

Der Krieg kam zu nah

Gerade weil jüdische Familien in Basel präsent waren, hörte man sehr bald, was in Deutschland passierte. «Wir wussten bereits um 1940, wie schlecht die Juden in Deutschland behandelt wurden», sagt Stoll. Die Familie hatte Bekannte im Nachbarland. «Sie erzählten uns, dass ihre jüdischen Nachbarn einfach verschwanden.» Auch einige der Bekannten der Familie Baur verstummten plötzlich. Dann wusste die Familie, dass sie nun wohl im Konzentrationslager waren.

Was genau mit ihnen dort geschah, blieb vorerst ein Rätsel.

Man sprach davon in der Schule, wo plötzlich zwei neue Schüler auf den Bänken sass. Die Geschwister waren mit ihren Eltern noch vor dem Krieg an der Grenze gezogen. Plötzlich waren sie da – ebenso plötzlich wieder weg. Der Krieg kam zu nah, auch an der Grenze zur neutralen Schweiz waren jüdische Familien nicht mehr sicher. «Das Mädchen habe ich Jahre später in Deutschland wieder getroffen.» Stoll lächelt. Einfach so sei die nun junge Frau ihr auf der Strasse entgegengelaufen, «sie hat meinen Namen gerufen und mich umarmt.»

«Wir wussten bereits um 1940, wie schlecht die Juden in Deutschland behandelt wurden.»

Marie-Louise Stoll

Bald machten Gerüchte die Runde, man erzählte sich beim Einkaufen mit den Lebensmittelmarken, dass die Juden in den Konzentrationslagern misshandelt wurden. «Die deutschen Intellektuellen haben versagt», donierte Vater Baur oft, «die wussten doch, was kommt. Aber sie gingen lieber nach Amerika, als sich gegen Hitler aufzulehnen.» Man wisperte im verdunkelten Haus, dass die Deutschen die KZ-Häftlinge für medizinische Experimente missbrauchten. Über den Dächern heulten derweilen die Bomber und Kampfflugzeuge.

Bald wurden die Gerichte handfester. Die Konzentrationslager, hiess es nun, seien jüdische Massengräber. «Nicht nur wir wussten Bescheid über

die Konzentrationslager, alle in der Schweiz wussten das», sagt Stoll laut. «Aber viele haben es einfach nicht geglaubt. Das ist doch nicht möglich», sagten sie. Obwohl ich immer wusste, dass die Geschichten stimmten, kann ich es verstehen – solche Gräueltaten sind unvorstellbar. Man will sie nicht wahrhaben. Passiert sind sie trotzdem.»

Hilfspakete für deutsche Freunde

Über die Schienen der Schweizer Bundesbahnen ratterten derweil noch immer die Züge der Achenmächte und brachten Orangen, Gemüse und Waffen von Italien nach Deutschland. «Die Deutschen hatten den Krieg angefangen – und trotzdem bekamen sie noch viel länger als wir Südfüchte und gutes Essen. Erst in der zweiten Kriegshälfte ging es ihnen richtig schlecht.» Da halfen viele Schweizer Familien. Kratzten ihre Vorräte zusammen und schickten Essenspakete ins kriegsgezeichnete Deutschland. Die Familien, die dort hungerten, es waren Freunde und Verwandte. Dabei hatte man selber nicht mehr allzu viel.

«Brot durfte erst 48 Stunden nach dem Backen verkauft werden», sagt Stoll. Warum? «Ja, damit es hart war und man nicht mehr so viel davon essen mochte.» Zum Frühstück gab es darum Rösti, «wie bei den Bauern». Und wenn immer jemand ins Welschland fuhr, brachte er ein frisches Brot zurück. «Die Welschen haben sich ja nie an offizielle Weisungen gehalten. Die haben gebacken und verkauft, wie sie wollten», lächelt Stoll bewundernd, schiebt sich einen Löffel Vanilleglace mit heissen Beeren in den Mund, geniesst und erzählt weiter. Sparen war erste Priorität. Wolle beispielsweise wurde mehrfach wiederverwertet. «Wenn ein Pull-over zu klein wurde, hat man ihn aufgetrennt und die Wolle neu verstrickt.»

In Basel lebten damals sowohl Juden als auch Deutsche. Kurz vor dem Krieg war eine Familie aus Deutschland auf das Bruderholz gezogen, ganz nah dem Haus, in dem die Familie Baur lebte. Die Eltern, das fiel den Nachbarn auf, waren erstaunlich oft daheim. Während die Kinder taten, was Kinder nun mal tun – draussen spielen, zur Schule gehen, sich ab und zu über die Hausaufgaben beklagen –, räselte man über Vater und Mutter. Keiner von beiden schien zu arbeiten und das Einzige, was man von ihnen mit grosser Regelmässigkeit hörte, waren Lobpreisungen Deutschlands. «Warum leben die denn hier, wenn es dort, bei Hitler, so viel besser ist?», fragten sich die Leute hinter vorgehaltener Hand.

«Später haben wir erfahren, dass das Spione waren», sagt Stoll. «Nazi-Spione in Basel» – und nicht einmal die einzigen. Doch als der Krieg zu kippen und ein Sieg der Nationalsozialisten hinter dem Horizont zu verschwinden begann, verschwand die Familie. Plötzlich war es leer, das grosse Haus auf dem Bruderholz. «Die gingen wohl nach Argentinien. Viele aktive Nazis, die in der Schweiz lebten, verschwanden ab 1944. Sie wussten, dass es mit dem Dritten Reich zu Ende ging.»

«Wir hörten Hitler im Radio»

Die Familie Baur stammte selber ursprünglich aus dem Elsass. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte der Vater, ein bekannter Architekt, dabei geholfen, das kriegsversehrte Mulhouse wieder aufzubauen – nur, damit sie einige Jahre später alles wieder zusammenschliessen konnten», sagt seine Tochter jetzt, Jahrzehnte später, daheim am Küchentisch. Sie lebt noch immer auf dem Bruderholz. Geboren wurde sie aber nicht hier, sondern in Mulhouse. Die ersten Jahre ihres Lebens sprach sie darum meist Baslerdeutsch Elssässisch und Französisch. «Während des Kriegs haben die Deutschen die Elssässer gezwungen, als deutsche Soldaten gegen ihre Landsleute zu ziehen. Das ist eine Grausamkeit sondergleichen.» Die Baur's litten mit ihren ehemaligen Nachbarn und Freunden.

Aber auch mit den Deutschen waren sie verbunden, «Basel liegt halt wirklich mittendrin», sagt Stoll. «Meine Tante hatte einen Deutschen geheiratet und lebte in Deutschland», erzählt sie. Als die Verwandten zu Besuch waren auf

dem Bruderholz, kamen sie aus dem Schwärmen gar nicht mehr heraus. Ein Genie sei er, dieser Adolf Hitler. Ein Segen für Deutschland, ja, bald für ganz Europa, rief die Tante aus. Stoll schüttelte den Kopf. Einen Fernseher besass die Familie noch nicht, «aber wir konnten Hitlers Reden im Radio hören». Während die Tante selig lächelte, als Hitler durch das Radio in die Baur'sche Stube bellte, hielt Stoll sich die Ohren zu. «Es war schrecklich, den zu hören», sagt sie leise. Oft hätten sie das Radio dann einfach ausgeschaltet. «Seid ihr denn blind und taub?», rief sie damals den deutschen Verwandten zu.

«Belgier oder Franzosen bekamen einen Platz. Die Juden mussten selber schauen.»

Marie-Louise Stoll

Blind und taub waren in Basel längst nicht alle. «Wenn Belgier oder Franzosen nach Basel flohen, dann bekamen sie einen Platz in den Baracken und wurden versorgt. Die Juden mussten selber schauen», erzählt Stoll. Recht sei das nicht gewesen und das habe man auch laut gesagt. «Ungerecht war das, sogar richtig böse», ruft Stoll aus. So dachte auch ein junger Soldat an der Schweizer Grenze. Er patrouillierte am Rhein nahe Rheinfelden, als mitten in der Nacht ein Schiff voller Flüchtlinge von Deutschland her übersetzte. Er hörte das Plätschern und sah die Umrisse der Flüchtlinge in der Nacht. «Hol deinen Camion», rief er seinem Kameraden zu. «Wir müssen sie nach Basel bringen, im Aargau werden sie womöglich wieder ausgeschifft.»

Obwohl das Benzin rationiert war und nur noch Krankenwagen, Polizei und Militär zustand, warf der Kamerad seinen Lastwagen an und brachte die jüdischen Flüchtlinge nach Basel. Tage später erzählte der junge Soldat Robert Stoll einem Mädchen namens Marie-Louise vom Boot und den Flüchtlingen auf dem Rhein.

Reise durch die Sektoren

Die Familie Baur und mit ihr die ganze Schweiz hatte Glück. Der Krieg hatte ihr Land verschont. Trotzdem – oder gerade darum – war für Marie-Louise Stoll klar, dass die Geschichte sich niemals wiederholen durfte. Als Mitinitiantin von «Frauen für den Frieden» kämpfte sie viele Jahre für den Frieden – überall auf der Welt. Sie hatte gesehen, was Krieg bedeutet. «Es verlieren ja alle dabei», sagt sie und erinnert sich an eine Reise nach Deutschland, anno 1946. «Ich war bei Weitem am besten gekleidet, die Deutschen hatten ja nur noch Lumpen. Sie haben mich bewundert – auch dafür, dass ich mich problemlos mit den Soldaten im französischen Sektor unterhalten konnte.»

Stoll steicht ihre Hose glatt. «Nach dem Krieg haben wir Schweizer viel gemacht, um die Menschen wieder auszusöhnen.» Am meisten Hilfe hätten diejenigen gebraucht, die den Krieg doch eigentlich angezettelt hatten. Ein Erlebnis bleibt Stoll besonders in Erinnerung, «weil es zeigt, dass Krieg wirklich allen schadet»: Zusammen mit einem deutschen Freund besuchte sie ein Kloster. «Hier gibt es richtige gute, nahrhafte Suppe», schwärmte der Freund und Stolls Magen knurrte. Als der Teller Suppe kam – heisses Wasser mit frischen Mandeln drin – verging ihr der Appetit. «Aber für die Deutschen war das ein tolles Essen.»

Stoll lächelt. Ja, so sei das damals gewesen. «Also, so erinnere ich mich zumindest. Falls ich mich beim Erzählen verzettelt habe, muss man mir das entschuldigen», lächelt sie schelmisch, «ich bin ja immerhin 91.» Aus Marie-Louise Baur, dem Mädchen, dass 15 war, als der Krieg begann, war Marie-Louise Stoll geworden – bald Ehefrau und Mutter dreier Kinder.

Den Moment, in dem daheim auf dem Bruderholz das Telefon klingelte und ihre Mutter die Leiterwagen packte, hat sie aber in all den Jahren nicht vergessen. «Und das ist gut so – man sollte nicht vergessen.»

